

Caro am Freitag

REGULA RYTZ AUF DER ZIELGERADEN ÜBERHOLT



Carte Blanche

Sind Schweizerinnen und Schweizer integriert?

Kürzlich ist mir ein Artikel der «Tribune de Genève» in die Hände gefallen über eine Studie zur Diskriminierung von Schweizerinnen und Schweizern mit Migrationsgeschichte. Ja, Schweizerinnen und Schweizern.

Denn sie bezieht sich auf Menschen mit Bürgerrecht, die aufgrund ihres Aussehens oder ihres Namens diskriminiert werden; auf dem Arbeitsmarkt, bei der Wohnungssuche, in der Politik. Also überall dort, wo es wichtig wäre, wahrgenommen zu werden, um Vorurteile abzubauen.

«Kinder, die hier geboren, sozialisiert und geschult werden, fühlen sich fremd.»

Anscheinend wollen das aber die, – wie soll ich nun sagen? Schweizerinnen und Schweizer mit Pedigree? – die sich als alt-eingesessen betrachten, nicht. Sie stellen ein Integrationshindernis für uns eingewanderte Schweizerinnen dar, indem sie uns als weniger, als anders, als nicht genug Schweizer definieren. So wird es schwierig mit der Integration, denn, so scheint mir, wird es immer etwas geben, das halt doch nicht so ist «wie bei uns», also «bei ihnen», denn anscheinend ist «bei mir» doch nicht ganz hier.

Jedenfalls wird dies angedeutet, wenn ich mich als Schweizerin präsentiere. Doch es geht noch weiter: Obwohl meine Kinder hier geboren sind und Bärndütsch ihre Muttersprache

Mariann Halasy-Nagy Liratni
Multimondo



ist, wird ihnen ein «Migrationshintergrund» angehängt, der zum Beispiel in Fragen der Schulung, Ausbildung, gut bezahlten und wertgeschätzten Arbeitsplätzen und der Wohnsituation in den Vordergrund gerückt zum Stolperstein wird.

Was das auf längere Sicht für unsere Gesellschaft bedeutet, mag ich mir gar nicht vorstellen. Kinder, die hier geboren, aufgewachsen, sozialisiert, geschult, ausgebildet werden, fühlen sich fremd, definieren sich anhand von Zugehörigkeiten, die sie nicht verkörpern können, da sie die neuen Schweizerinnen und Schweizer sind.

So wird Ungleichheit produziert, der Zugang zu Ressourcen reguliert und eine Gesellschaft geschaffen, die ihren eigenen Anforderungen nicht gerecht wird. Von Zugezogenen werden Dinge verlangt, die nicht vorgelebt werden, wie die Chancengleichheit oder das Recht auf freie Meinungsäusserung.

Denn sobald diese Meinung nicht dem Tenor entspricht, wird sie sanktioniert. Sobald ein Mensch einen fremd anmutenden Namen trägt, wird er auf dem Arbeitsmarkt diskriminiert und die Legitimität seiner Stimme in Frage gestellt. Ist das ein demokratischer, gleichberechtigter Diskurs? Ist Integration unter diesen Umständen überhaupt möglich?

Info: Mariann Halasy-Nagy Liratni ist Co-Geschäftsleiterin / Bereichsleiterin Bildung bei Multimondo
kontext@bielertagblatt.ch

Neulich

Papierloses Zeitalter – lassen wir uns das auf der Zunge zergehen



von Sabine Kronenberg

Als ich am Gymnasium war, war Informatik noch ein Nerd-Fach. Die Oberflächen der PCs waren, wenn überhaupt in Farbe in einem speziellen Grün-ton und wir «programmierten» komische Sachen, an die ich keine Erinnerung ausser «if» und «then» habe. Wer Lust auf eine Zeitreise hat, kann einmal in der Stadtbibliothek Biel oder in einem angestaubten Archiv der Uni Bern einen Suchbefehl in die Tasten der dortigen Rechner hauen. Die Grafik war etwa in der Art wie die Suchmaschinen-Grafik dieser – wohl auch schon etwas in die Jahre gekommenen – PCs. Heute ist Programmieren in vielen Berufen Teil der Ausbildung, wenn nicht sogar fester Bestandteil der späteren Jobs.

Auch an das Aufkommen von Computern erinnere ich mich. Ich ging noch ohne Laptop an die Uni. Als ich dann einen für meine erste schriftliche Arbeit anschaffte, war ich sehr stolz und fühlte mich hochmodern. Heute ebenfalls bereits «ume Egge». Die Allgegenwart von Computern, zumal sogar in der Hosentasche, ist Realität. Manche benutzen nur noch Tablets mit Apps der eigentlichen Software-Programme, die ich mir noch nach jedem Update haareraufend

Nur einmal nahm ich «smart» an einer Sitzung teil und hatte meine Unterlagen auf dem Gerät gespeichert. Die dachten alle, ich sei die, die das Protokoll schreibt.

aufs Gerät lud. So geht das. Aber die schönste «Zurück in die Zukunft»-Erinnerung finde ich die Episode in den Büros: Als überall in meinen Nebenjobs neben dem Studium und später in den ersten Jobs nach den Diplomen die IT aufgerüstet wurde, hiess es immerzu vollmundig: «Nun bricht das papierlose Zeitalter an.» Eine Unvorstellbarkeit für Juristinnen und Buchhalter. Fest verankert in der Verschriftlichung als Beweismaterial hatte in der Folge damals schon die eine oder andere Person beinahe ein Burn-out. Und dies, obwohl diese erst ab

den 2000er-Jahren reihenweise diagnostiziert wurden (jaja, weil, natürlich, die Diagnose differenzierter wurde). Papierloses Zeitalter. Lassen wir uns das auf der Zunge zergehen. Halten wir inne. Denn – ist ihr Büro etwa nicht papierlos geworden?

Es stimmt zwar schon: Insgesamt ging der Verbrauch an Papier und Karton in der Schweiz zurück. Wir brauchen weniger Papier. Hier sind die Effekte der Digitalisierung durchaus spürbar. Es wird weniger gedruckt. Beim Jahrtausendwechsel waren es noch 245 Kilogramm Papier pro Kopf und Jahr, inzwischen sind es nur noch etwas unter 200 Kilogramm. Allerdings verteilt sich die Menge auch auf eine zunehmende Wohnbevölkerung. Die Zahl also bitte entsprechend relativ zu Gemüts führen.

Seit den vollmundigen Versprechungen aus den Chefetagen ist die Ordnerdichte in meinen Büros jedenfalls stetig angestiegen. Auch mit zunehmender Verantwortung in verschiedenen Jobs hat der Papierberg auch nicht abgenommen. Wie ungenügend man als einzige Frau an diesen Männermeetings gesehen, ohne sich mit mindestens fünf Stapeln an den Sitzungstischen breit zu machen. Nur einmal nahm ich «smart» an

einer Sitzung teil und hatte alle meine Unterlagen als PDF auf dem Gerät gespeichert. Die dachten alle, ich sei die, die das Protokoll schreibt und den Kaffee bringt. Und als sich das als falsch herausstellte, ging man davon aus, ich hätte die Unterlagen nicht vorbereitet.

Nein, die Papiere haben sich vershrvielfältigt. Auch weil man nun noch jede Mail ausdrucken muss, als Beweis. Und man (frau) mailt ja jeden Käse und den Senf dazu dann auch noch und und ... Dabei dachten manche schon beim Fax, das das nun ja die Krone der technischen Schöpfung sei. Den Plan faxen. Statt per Kurier zustellen und auf dem Plan Korrekturen vornehmen, indem man Linien mit dem Messer wegkratzt. Aber eben auch da: Die Pläne sind nicht genauer geworden, seit sie am Computer gezeichnet sind. Es sind einfach mehr Pläne geworden. Und welche von den zig Versionen in dem Ablagepuff der Datenunterordner mit dem Namen «Versionen» in der Cloud ist denn nun die finale Version?

Info: Sabine Kronenberg ist Historikerin und Ausbilderin. Sie lebt mit ihrer Familie in Biel.
kontext@bielertagblatt.ch